



Bismarck Otto von Bismarck. Von Otto Kühn.

Unser Bismarck.

Zusatz nach seinen eigenen Worten.

Von

Selisch Kühnlein in Bismarck.



Die Völkerschlacht bei Leipzig war geschlagen. Da war die Vaterlandsliebe und opferbereite Kampfesstimmung, die im Frühling 1813 die gesamte Bevölkerung Preussens unter die Fahnen gerufen hatte, ganz Umsingelart des ganzen deutschen Volkes geworden. Und ein jeder Wehrmann, ob vom Kotten oder Sitten, trug jetzt die alte „Marschall Vorwärts“ den letzten Willen im Herzen; Napoleon nach herunter — herunter für alle Zeit!

Siege und schwer genug hatten unsere Söhne unter seiner Zwingherrschafft zu leiden gehabt, bis endlich seiner harte Testaments erwachte, bis endlich Wilhelm von der Mennel bis zum Todesschlaf wie eine Polstermaschine aufflammte, und das ganze Volk in Waffen führte. Da trugen die Wagen der Volksstimmung Deutschlands Schritte in den Krieg hinein, sie hätten wollen mögen oder nicht; und Napoleon I. lag geschmettert und besetzt am Boden.

Noch noch einmal hob er sein Haupt empor, noch einmal wagte er einen Hoffgang; da hat ihn der alte Bliicher und Wellington am 18. Juni 1815 für immer unschuldig gemacht. Das war die Schlacht bei Waterloo oder Belle Alliance, und nun hatten die siegreichen Völker ein durch Blut und Eisen ge-

jetztes Verdict, nach solchen Opfern, nach solchen Ringen auf Tod und Leben die höchsten Früchte, den herrlichen Lohn für ihren Heldentum zu erheben.

Es sollte anders kommen! Das Todesbedem „Austliche Einigkeit und Treue“ lag auch in diesem Schlummer, graufige Seiten von Mühsal umschließen und umschlinglich sein Zerküßlich, und sein Königslohn wollte erheben, es durch seinen Ruh zu werden. Ach, es hätten ja keine Deutschen sein müssen, wäre ihnen der Lohn ihrer Tapferkeit nicht durch Feindliche Feinde unter den Händen geronnen. Kaum war der gemeinsame Feind Napoleons niedergestraft, da schloß die alte Reichslange „Parteihafter“ mächtiger denn je von neuem auf und wieder einmal verlor die Feder, was das Schwert gutgemacht hatte. So hat's noch lange gehauert, bis sich die Sehnsucht der besten unter den Deutschen erfüllte — die Sehnsucht nach einem einzigen und dadurch machtvollen deutschen Vaterland!

Treulich — ganz unzweifelhaft war das Blut so vieler Tausender auf den Schlachtfeldern von Leipzig, Waterloo und zahlreichen anderen Orten nicht geflossen — das gemeinsame Ringen hatte dem deutschen Volke das Bewußtsein seiner Kraft gebracht. „Nur in Einigkeit liegt Stärke!“ an dieser Erkenntnis wurde fortan festgehalten, dieser Wahnsinnigste verstand nicht mehr in den deutschen Landen. Immer und immer wieder ließen ihn besonders unsere Dichter in ihrem Liedern und Schriften erschallen, bis er gewissermaßen zu einem Bestandteil des inneren Lebens unseres Volkes geworden war und wie ein unverwundlicher Glaubenssatz von seiner Seele Besitz ergriffen hatte. Das hohe Verdienst der deutschen Dichter, diesen Gedanken festgehalten zu haben, ist oft verkannt oder doch nur als je nebenächlich behandelt worden. Drum will ich es hier einmal recht mit Würde in den Vordergrund rücken und betonen: die deutschen Dichter sind von den Freiheitskämpfen 1813—15 bis zu unserem Nationalkrieg 1870/71 im besten Sinne die Führer und Berater des Volkes gewesen. Sie haben, oft bekämpft und hart bekümmert, den Boden bearbeitet, auf dem dann die Männer des Krieges und der Staatskunst den hohen Bau des einzigen deutschen Reiches errichten konnten. Dieses Verdienst soll man ihnen nicht weiter schmälern; denn es ist gewiß keine geringe und auch keine lehrende Aufgabe, immer wieder und oft unter den härtesten Anfeindungen für eine Übergangung einzustreiten, bis diese endlich anerkannt wird.

Aber Gott lob: ihr und des Volkes Hoffen wurde nicht getrübt! Denn der Mann, der in der Freischützzeit der Siege von Leipzig und Waterloo das Licht der Welt erblickte — er erwachte uns zu jenem Helde, der das Verbrechen der deutschen Einheit endlich doch aus dem Schicksal wachte. Ihm auch war es noch ein unglücklicher (schwerer Kampf), das Festengestränge deutscher Freijüngern niedergereichen; aber er hat's vollbracht. Ihm erst sollte ganz gelingen, was den Männern der Freiheitskriege doch nur teilweise beschieden war: die Wiederherstellung und Einigung des deutschen Volkes, die Wiederaufrichtung von Kaiser und Reich in aller Macht und Herrlichkeit!

Wenige ich da nun erst noch seinen Namen zu nennen?

Da der Kaiser zu Schönhausen wurde und der alte Kofe Otto von Bismarck zwischen den genannten Weltanschauern am 1. April 1815 geboren. Er hat die deutsche Freiheit nicht erlangt und, unterstützt durch unergänzliche Rahmenstaten des gesamten deutschen Volkes, das neue deutsche Reich gegründet. Da wird wohl dieser 1. April 1815 für Deutschlands Völker bis in alle Ewigkeit ein Tag des Stolzes und der Freude sein!

„Kümmen in tausend Klüften, der Genius wehret nur in Einem“ sagt ein deutscher Dichter, und wahrlich eine Welt von Gehirnslosigkeit, beharrlicher Willenskraft und gelinder Beobachtbarkeit wuchert in diesem Einigen. Wie wunderbar ist der junge Baum aus dem deutschen Freiheitskampf entsprungen, wie ist er erkannt zur marfigen Eiche, Holz und ungeschoren trotz mancher Wemerkarne!

Ja — trotz mancher Wemerkarne! Denn unter den bester (höchster) Verhältnissen, inmitten einer Welt von Hibernissen hat Bismarck sein Leben lang nur das eine Ziel im Auge gehabt: „Wie führe ich meine Deutschen zur Einigkeit und dadurch zu Macht und Größe!“ Kein anderer Gedanke erfüllte so sein Leben, keine andere Frage so sein Tun und Denken.

„Ich habe vom Anfang meiner politischen Laufbahn“, ruft er uns zu, „nur den einen Willen gehabt: durch welche Mittel und auf welchem Wege kann ich Deutschland zur Einigkeit bringen, und, ist diese erreicht, wie kann ich die Einigkeit befestigen, fördern und so gehalten, daß sie für uns freiem Willen aller Mitwirkenden dauernd erhalten bleibt? Das war der einzige Kampf, wonach ich strebte: die salus publica, das Wohl des Vaterlandes. Ich habe vom Anfang meiner Tätigkeit an vielleicht oft rasch und unbesonnen gehandelt, aber wenn ich Zeit hatte, darüber nachzudenken, blieb immer der Frage untergeordnet: Was ist für mein Vaterland, was ist für das deutsche Volk das Nützlichste, das Zweckmäßigste, das Richtige? Dem Willen des deutschen Volkes, von der Einigkeit der deutschen Nation — da verlange ich, daß sie zunächst besteht! Dieser Schöpfung habe ich meine ganze politische Tätigkeit gewidmet. Und wenn mir einer nur eines einzigen Moments gegen kann, so kann er mir vielleicht nachsehen, daß ich geirrt habe, aber nicht nachweisen, daß ich das große nationale Ziel jemals aus den Augen verloren habe.“

Freilich sieht es dabei: stets (scharf) nach allen Seiten gerichtet! Jede vorhabende Gefahr mußte sofort durchschaut, jedes (prekäre) Vertrauen sobald im Keime erloscht werden. Dazu gehörte's jene Umsicht, die zum Wachen wie zum Gehen nie zu lässig ist. Und es hat vielleicht nie ein Deutscher das Richtige mit „es tritt der Mensch, solange er strebt“, gründlicher beherzigt und beachtet, stets (scharf) ausbildend, den Wert der Erfahrung höher voraussetzt als unser Bismarck. „Ich schätze mich glücklich“, bekennet er darüber einmal, „nicht zu den Guten zu gehören, die mit den Jahren und den Erfahrungen nichts lernen; wenn mir z. B. einer sagt: Sie zwanzig Jahre waren Sie mit mir der gleichen Meinung, heute habe ich dieselbe Meinung noch, und Sie haben eine entgegengesetzte Meinung, nun — (so antwortet ich ihm darauf): Ja, so mag,

wie Sie heute sind, war ich vor zwanzig Jahren auch, heute bin ich klüger, ich habe gelernt in den zwanzig Jahren! Ein Mensch, der nicht lernt, schreibt auch nicht fort mit seiner Zeit, er bleibt ihr nicht gewachsen. Der bleibt zurück, der steht auf dem Standpunkt, den er einmal eingenommen. Als Minister würde ich sogar verächtlich an meinem Vaterlande hausheln, wollte ich mich jeder besseren Ansicht verschließen. Wohl nicht ich mir darin immer gleich, daß ich in meinem Dienste, den ich dem Kaiser und dem Vaterland leiste, immer überlege: Was ist das Bestmögliche, das Klügliche, das Zweckmäßigste? Das Brauche aber nicht allzeit dasselbe zu sein. Es kann sein, daß mir heute etwas nicht erlangen können, wofür wir uns vor zwanzig Jahren große Mühe gaben, was wir aber heute gar nicht erstreben, weil es heutzutage gar nicht mehr verwirklicht ist.

Er verschloß sich der Mann niemals den Wünschen und Erfreuen, die der Verdienstige aus der Erhöhung zieht. Das wäre ja auch kein wahrhaft großer Geist, der da sagen wollte: „Was kümmert mich die Welt, mag sie in Trümmer gehen, wenn nur ich meinem Kopf durchstehe.“ Nicht alle, was ihnen gerade nicht leicht in seine Wünsche pochte, wußte, was das Wohl des Vaterlandes in jedem einzelnen Falle erforderte, hielt er ja nur für seine Pflicht.

Dabei war es immerdar nur das Mögliche, wozuf er losbezwang und was er zu erreichen suchte. Nie will er etwas Unwahrgenomes, Unmögliches, ja-ben-hier-nur-das-Beste, das Beste, das Beste, das Bestmögliche! Das ist denn auch das Charakteristische von Bismards ganzem Schaffen: es lebt der Scharfsinn des Genies in ihm, der das Wesentliche an einer Sache auch allzeit richtig auf, der aber gleichwohl mit der Größe seines Willens die Bescheidenheit verbindet, das eigene Wollen, Denken und Empfinden dem Fluge der Gesamtheit unterzuordnen. Trat man zu dieser Klarheit des Verstandes, zu dieser Selbstevidenz des Denkens auch noch eine unerschütterliche Geschäftsmethodik in der Ausführung, Selbstvertrauen und doch auch wieder Bescheidenheit, — dann waren in der That alle Stoffe vorhanden, aus denen die Geschichte ihre großen Gestalten zu formen pflegt. Je weiter wir uns aber von Bismards Tode entfernen und je klarer Bismard in sein ganzes Schaffen mir dadurch gewinnbar: desto glückbewußter und erhabener wird uns dieses Schaffen und Streben erscheinen.

Genieel von Bismards Wesen und Charakter, Genieel von seinen hohen Zielen! Sehen wir, wie er sie erreichte! — — —

Einmal zwanzigjährig Jahre zählte Otto von Bismard-Schönhausen, da schritt er zum ersten Mal auf den politischen Kampfplatz. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen hatte im April 1847 den sogenannten „Vereinigten Landtag“ nach Berlin berufen, und Bismard war als Abgeordneter der Provinz Sachsen dort erschienen. Hier trauete er sogleich seine glühlichen Kenntnisse in der Geschichte, deren Studium ihn schon als jungen Schüler am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, dann am Gymnasium „am grauen Kloster“ zu Berlin,

nüchtern als Studenten an der Universität Göttingen so besonders beliebt hatte, trefflich verwenden. Wie nämlich in jenem Vortrag die Schreyung aufgestellt wurde, das preussische Volk habe sich im Jahre 1813 nicht aus innerer Begeisterung und nicht aus Hohn gegen seinen Betrüger Napoleon erhoben, sondern sei nur durch die Schreyung dazu gezwungen worden, da stand unser junger Politiker mit Entzückung dagegen auf. In harnischem Ingrimm schloß er seinen Vortrag die Worte an: „Es heißt mehrere Jahrhunderte der Nationallehre einen schändlichen Dienst erweisen, wenn man annimmt, die Mißhandlung und Erniedrigung, die unser Volk durch einen fremden Gewaltthäter erlitten, sei nicht hinreichend gewesen, das deutsche Volk in Wallung zu bringen und durch den Hohn gegen die Fremdlinge alle anderen Gefühle zu erlöchen. Ich möchte den Herren, die so gerne ihrer Ideale jenseits der Bogen sehen, eines zur Richtschnur empfehlen, was die Engländer und Franzosen so sehr auszeichnet: das ist das stolze Gefühl der Nationallehre, alle der Ehre unseres Volkes, das so für seine Freiheit gekämpft hat. Und diese Ehre bleibe ihm unangenehm!“

Ich möchte, das wäre — jenseit für den Anfang — klar und deutlich genug gesprochen. Bei solcher Befassung ist's denn auch begreiflich, daß sich Niemand im Revolutionsjahre 1848/49 von der allgemeinen politischen Verunsicherung nicht vernehmen ließ. Sein harter Geist bewahrte sich gesund-erbodene Ruhe. „Wer es aufrichtig mit dem Vaterland meint,“ war nach dem Barrikadenkampf von Berlin sein Gedanke, „muß jetzt die Regierung unterstützen, um die Revolutionen, die uns alle bedroht, zu beschwichtigen. Jetzt gilt es, die alten Bande des Vertrauens zwischen König und Volk wieder fester zu knüpfen, damit Recht und Ordnung walte, der Wohlstand und das gemeinsame Interesse aller friedlichen Bürger gefördert werde.“

Es vertrat Heinelein in jener harnischen Zeit die Sache der Ordnung und zeigte sich gleich bei seinem ersten öffentlichen Auftreten als Mann der Wirklichkeit und Freund eines gleichberechtigten Handwerks. Nur diese Worte zu machen aber phantastischen Gedanken sich hinzugeben, widersprach ihm schon jetzt.

Aber die eigentliche Bildungshütte für den jungen Staatsmann wurde doch erst der Bundesstag zu Frankfurt a. M. vom Jahre 1851 — 1859.

Auf diesem Bundesstag hatte Österreich als vorzuziehende Macht das Übergewicht und brachte hier das, Preußen nicht empfinden zu lassen. Dieses Schreiben nachschickte niemand so sehr als Heinelein, was aber durchaus nicht gebräuchlich, sich willig damit zu fügen. „Hätte er in den Revolutionsjahren 1848/49 auch an einem österreichisch-preussischen Versteckland festgehalten, so würde ihm nun hier in Frankfurt immer klar, daß in einem künftigen „Deutschen Reich“ für Preußen und Österreich zu gleicher Zeit kein Raum mehr sei. In diesem Sinne berichtete er oft von Frankfurt aus an seinen König nach Berlin und entwarf mit weißerhitzten Ohren den Wunsch zu der Aufrechterhaltung Deutschlands, nach welchem er selber selbst den Bas des neuen deutschen Reiches ausführte.“ Und wie er in den Sitzungen des Bundesstaates selbst durch Sach-

Insanis, geistliches Wissen, Schlagfertigkeit, Witz und Offenheit überraschte, so konnte er gerade hier die reichen Erfahrungen, wozuf sich dann sein großes Werk der Einigung Deutschlands aufbaute.

Nichtswahl hat es ihm auch schon damals nicht gefehlt an Gegnern, die ihm die politische Beschäftigung unter Spott und Hohnschlägen absprachen. Nach im Jahre 1879, also lange nach Gründung des Reichs, erinnerte Bismarck gelegentlich einmal nicht ohne Humor daran, wie er versucht wurde, als man seine Ernennung zum Frankfurter Bundespräsidenten vermied. „Dieser Mensch“, lästerten sie, „würde, wenn man ihm das Kommando einer Fregatte anvertraute oder eine chirurgische Operation anordnete, sagen: „Nun, ich habe es noch nicht probiert — aber ich will es einmal versuchen.“ Tollisch konnte dann im Jahre 1879 der Fürst hinzusetzen: „Nun, meine Herren, diese chirurgische Operation ist nachher, wie ich glaube, ja ihrer Zufriedenheit vollzogen worden.“

Schweiß läßt sich, um noch ein wenig bei dieser behaglichen Dolken-Plauderei zu verweilen, nach einer gelungenen Operation, wenn die Schmerzen längst überstanden und die Wunden vernarbt sind, ganz gewöhnlich über das gewählte Heilverfahren diskutieren. Da denkt man nicht mehr an die Kunst und erste Veranuerung des Arztes, nicht mehr an die Leiden des verzagten Kranken, nicht mehr an das Hoffen und Bangen der dem Kranken nahestehenden. Die Freude über die wiedererlangte Kraft und Gesundheit macht jeden Schmerz vergessen. — Wenn auf dieselbe Weise geht's uns heute mit der politischen Operation, die unter herrlicher Doctore Otto von Bismarck auf dem Bundestage zu Frankfurt begann, um sie im Jahre 1871 im Schloße zu Versailles zum Segen und Jubel von ganz Deutschland aufs glücklichste zu vollenden.

Derselbe Mann, der mit einer gewissen Bewunderung für Osterreich nach Frankfurt gekommen war, erlaubte nun zu bald, daß dessen damalige Politik sich niemals mit der seines Vaterlandes Preußen vereinigen lasse. Denn was sollte Osterreich eigentlich? Es sollte: ein nachgiebiges, in zweiter Reihe marschierendes Preußen. „Wollen Sie dem preussischen Geiße“, rief deshalb Bismarck den Osterreichern zu, „nicht weiter entgegenkommen, denn glaube ich nicht, daß eine Reichsverfassung zustande kommt.“ Er erblickte in dem Bundesverhältnis der beiden Staaten ein Gebrechen, welches früher oder später nur mit Feuer und Schwert zu heilen sei.

So empfand Bismarck damals — so sprach er aber auch. Denn was man nie dahin nicht für möglich hielt — er führte es ein: auch in politischen Fragen sollte er jederzeit mit der Wahrheit heraus. Diese Methode war so neu, daß sie so manchen seiner Freunde, noch mehr aber seine Gegner verblüffte. So bekannte er auch ganz rund heraus: große Fragen der Zeit lösten nur durch Blut und Eisen entschieden werden. Er sah eben den Tag vorans, wo Preußen sein Recht Osterreich gegenüber nur durch einen erteilten Kampf geltend machen könnte.

Damit möchte ich aber um keinen Preis den Gedanken aufkommen lassen, Bismarck habe jemals mit dem Blut und Eisen von Deutschlands Ehre ein

freventliches Spiel getrieben. Im Gegentheil! Es hat sich vielleicht niemals ein Staatsmann gewiffenhafter geübt, die Entscheidung in wichtigen Völkernagen durch einen Krieg herbeizuführen, als eben Niemand. Mehr als einen Feldzug hat er durch seine Unficht und Staatskunst verhindert. Denn auch einen fiegreichen Krieg hielt er mit Recht für ein unfagbares Uebel, vor dem ein gewiffenhafter Staatsmann fein Volk bewahren mußte. „Nichts ift leichter“, fagt er hierüber, „als in die Kriegstropfen zu fallen, fich dann selber an feiner Karabinen zu wärmen und es dem Soldaten, der auf dem Schnee verblutet, zu überlaffen, ob das Gefirn des Staatsmanns Sieg und Ruhm erwirbt oder nicht. Aber mehr dem Staatsmann, der fich nicht zugleich auch noch einem Grunde für den Krieg anfeht, der auch nach dem Kriege noch fichtbar ift. Da ficht man fich die Fragen anders an, wenn man auf eine lange Reihe von Schlachtfeldern und Brandstätten, auf Elend und Jammer, auf 100000 Tode und 100 Millionen Schulden zurüchblickt. Will man dann noch den Mut haben, zu dem Baarn auf der Brandstätte feine Hofen, zu dem zufammengedehenen Krüppel, zu dem niederliegenden Vater oder zu dem Witwen hingestretet und zu fagen: „Ihr habt viel gelitten, es ift wahr, aber feht doch, wir haben gefiegt!“ — So muß der Grund zum Kriege ein chrlicher gemeffen fein, fargum, es muß ein vom letzten Mann im Vaterlande verftandener und mit Begeiferung aufgenommener, es muß ein Volkstriebe fein! Ein künftiger Fürft, der fein Heim felbft in den Krieg führt, hat das Schickfal, auf dem Schlachtfelde oder im Lagerte des Kriegers in das befchrende Uebel fehen zu müffen, ohne fich fagen zu dürfen: „Diefen Krieg hätte ich mit Ehren vermeiden können!“

Wahlich hat fich auch Blücher einmal über den Krieg ausgefprochen, und etlichen wie jetzt bei Niemand hatten, wolle er doch auch des herrlichen Altes aus den Freiheitskämpfen nicht vergeffen. Es war am Morgen nach dem Siege bei La Rothière, 2. Februar 1814. Da fagen die verblühten Marschälle und Feldherren in Brienne ein. Gefchämert von dem Mitleid der noch lebenden Erinnerung machte fich Blücher zu dem an feiner Seite ruhenden Kronprinzen von Preußen und fagte: „Hier fehen Sie, mein gnädigfter Herr, die Folgen des Krieges. Wird indes der Krieg fo gerade geführt wie der unfrige, fo heiligt der Zweck das Mittel; wird er aber aus Habfucht, Herrfchfucht oder anderen verwerflichen Gründen geführt, dann wird jeder Tropfen Blut der Gefallenen, heiß oder früh, zu fchmerzdem Öl auf dem Gewiffen der Regenten.“ Der König hatte dem Altes zugestimmt und erwiderte ihm: „Ich danke Ihnen herzlich für Ihre edlen Worte; mein Sohn wird fe gewiß im Leben nie vergeffen.“

Es dachte der treffliche Marschall Bernadotte, fo dachte auch unser Niemand über den Krieg und feine Schrecknisse. Und wie Blüchers, fo find auch Bernadottes Worte flaffend nach Form und Inhalt; fe find männlicher und von erfter Wahrheit, und fe kommen, was das Beste an ihnen ift, aus einem wirklich wünschenden, tief empfindenden Herzen. Daran gibt es kein Zweites und fein Drittes! Wer foche Betenmühe ablegt, wird nie den Jammer des Krieges

verantwortlich über sein Volk heraufbeschwören. Hierbei aber solchen Urtheilen zum Trost steht ein Bismarck für irgend eine Frage keine andere Lösung als oben die Entscheidung auf dem Schlachtfelde, denn wird man sich ihm fügen müssen.

Seine Pläne aber, Deutschland zur Einigung und Größe zu führen, konnte er natürlich unmittelbar in die Tat ansetzen etwa als Bundeskanzlergesandter zu Frankfurt (1851—1852) oder als Bevollmächtigter zu Petersburg (1855—1856) und Paris (1862). In all diesen Stellungen handelte es sich vorerst nur immer um Vorarbeiten zu seinem großen Werke. Gelehrt hat er dabei, scharfsinnig und allseitig raffines tätig, unendlich viel: da wurde sein Geist und Muth sich täglich mehr — in dieser Hinsicht über sich Bismarck in der schweren Kunst, auch schimmernde Vermählungen mit Scharfbild zu durchschauen und sie zu einer befriedigenden Lösung zu führen. Denn auch das Wesen will durch große Arbeit herangebildet sein, und es ist auch in der Staatskunst noch kein Goldstern vom Himmel gefallen. Ein edler deutscher Mann ist ja überhaupt fleißig, fleißiger aber war vielleicht nie einer als Bismarck, und wir können es unserm alten Heldenkaiser Wilhelm gar nicht genug danken, daß er sich gerade diesem Mann zu seinem treuesten Freund und Berater erlos. Den rechten Mann für eine Wiedergeburt Deutschlands herauszufinden und ihn, wenn es sein mußte, gegen eine Welt von Ungläubigen zu halten: darauf kam es hier an, und diese Aufgabe hat Kaiser Wilhelm I. gelöst wie ein edler Fürst und König, gelöst zum Heile von ganz Deutschland!

Und unter reich' schwierigen Umständen hat der alte Kaiser erst seinen Bismarck herauf! Es war in den Septembertagen des Jahres 1862: da war König Wilhelm von Preußen in den schwersten Sorgen, wie er die von ihm als nötig erkannte Neugehaltung und Verstärkung seines Heeres auch gegen den Willen seines Volkes durchzuführen vermöchte. Sein Ausruf sagte sich, keine Hoffnung für den Machtbedürftigen König! Niemand wollte in der Volkvertretung die Notwendigkeit der Heervermehrung gestehen! Da telegraphierte der König nach Paris und berief Bismarck, der dort als Gesandter weilte. — — —

— — Und Bismarck kam!

„Als ich aus Paris“, erzählt er später davon, „zum König berufen nach Berlin kam und eine Audienz beim König erlangte. — Da hatte er bereits seine Abhandlung unterzeichnet. Das war am 20. September im Schloß Babelsberg, und die Abhandlungsurkunde lag vor ihm, als ich eintrat und er mir sein Ministerium anbot. Der König war willens, den Kreuzbürgen ruhen zu lassen und die Abhandlungsurkunde und die Regierung in dessen Hand zu legen, falls ich mich dem Heiligenen Kufe verweigerte! Ich aber sagte selbst zu.“ „Da, wollen Sie denn auch gegen die Majorität des Landes Ihr Amt ansetzen und führen?“ fragte mich der König. „Ja“, erwiderte ich, „und auch ohne Budget!“ — „Ja, Majorität!“ Da grüßte der König die Abhandlungsurkunde und war wieder voller Muth und Hoffnung.“ „So ist in jener entscheidenden,

man kann sagen verhängnisvollsten Stunde im Schloß Wabelsburg zwischen Herrn und Dinar ein Band des Vertrauens geknüpft worden, ein Band der Ehre auf Leben und Tod, das widerstands bis zum Tode handgehalten hat und für das deutsche Volk eine Quelle reichen Segens wurde. Das war des Königs Wirt; er schenkte sein Vertrauen nicht leicht weg, auch an Dismard nicht; hatte er's aber einmal geschenkt, so sah es sich und hielt. Man hatte der König Wilhelm, man hatte Preußen, hatte Deutschland den Mann, den die Zeit brauchte: „den einen Mann aus Millionen“, den die deutschen Dichter schon so lange gesucht und herbeigeführt hatten, der insbesonde war, „den unerbittlichen Gehanden der deutschen Einheit“ nicht nur zu helfen, sondern auch mit eheiner Gewalt, alle Hindernisse durchbrechend, in der That zur Durchföhrung zu bringen.“

Es war Dismard persönlicher Minister, wenige Tage darauf Präsident des Ministeriums geworden und nahm damit jenen schweren Kampf gegen die Volkswertennung auf, der unter dem Namen „Konfliktfrage“ bekannt ist. Denn die Abgeordneten des Landtags ließen sich durch Dismards Berufung in ihrem Stimmrecht nicht mindern machen; sie sprachen der Herrschaft nach wie vor den entscheidendsten Widerstand entgegen und verweigerten die dazu nötigen Gelder. Ja, sie verweigerten das Budget überhaupt, d. h. alle zur Föhrung des Staatshaushaltes erforderlichen Geldmittel. Und da diese auf Dismards Antrag ohne Zustimmung des Landtags aus der Staatskassa entnommen wurden, so erhob sich ein Sturm der Entrüstung wider ihn. Man drohte ihm mit Justizhaus, Galgen und Schöffe; er war, wie er selber selber erzählt, der „begehrtste Mann in Deutschland geworden und stand einer Welt voll Horn und Hah gegenüber.“ Ja — einer Welt von Horn und Hah! Aber gehörte in Horn und Hah dieses „begehrtste“ Mannes nicht auch eine Welt voll Tapferkeit und Treue dazu, auf jenen Posten auszuhalten und im Dienste seines Königs und des künftigen Volkes die Pläne zu verfolgen, die allein eben dieses Volk zu Glück und Einheit führen konnten? Mitten im wildesten Kampf sah er nie etwas Liebres als sein Ziel — Deutschlands endliche Einigung vor Augen!

Seiner Standhaftigkeit und Mut, von dem einmal als gut und recht Erkanntes nicht zu weichen, konnten nicht zu schanden werden. Sie haben sich glänzend bewährt am Tage der „Düsselder Schanzen“, 18. April 1864, an dem Schleswig-Holstein nach langer Kerkung durch die Dänen endlich frei und deutsch geworden ist. Und wiederum haben sie sich bewährt am Tage von Königegröz, 3. Juli 1866, der zur Lösung der Verwicklungen zwischen Österreich und Preußen aus noch einmal unermittellich war und den Kampf zu Standen des letzten entschied. Denn ohne jene Herrschaft, von König Wilhelm und Dismard gegen den Willen des Volkes durchgeföhrt, hätte es keinen Sieg von Königegröz gegeben — ohne diesen Sieg kein Schatz- und Trugs-Bündnis, das Preußen mit den süddeutschen Staaten geschlossen wurde, und wiederum ohne diesen Bündnis keinen Tag von Sedan, keinen Kaiser und kein Reich!

Sünderer gnedige Herr- und Marienine am Folgen San des Reichs.

und jeder man mit trauer Gehalt zu prüfen und an rechter Stelle einzusetzen! Das Fundament zum Ganzen aber liegt doch die gute Überhandskraft unseres Reichesbauers in eben jener Konfliktzeit. Und so mag's die Überwindung hingeh — ich sey es doch hierher; das deutsche Volk ward Schritt für Schritt wider seinen Willen zur Einigkeit geführt. Denn wenn es auch die Schicksalstanz nach in stiller Seele hegte, was ihm durchaus nicht abgepredigt werden soll, aber die von Niemand eingeschlagenen Wege hinaus hat es nicht erlaubt und sie ihm oft unendlich erleichtert.

Nun aber — nach dem Ausschleiden Österreichs aus dem deutschen Staaten — hat Bismard Seligensheit genug, so gut wie die Kraft was auch die Weisheit zu üben.

Quadrant geht es, dem Überwinder Hegner Österreich, der denn doch gleich dem Sieger in deutscher Sprache sprach, jene weiße Müdigung und Schenkung zu gewähren, die unseres Friedensstand mit dem heute so aufrichtig und herzlich befreundeten Österreich vorbereitete. Als König Wilhelm am Abend des 3. Juli 1866 über die Wahlhau von Königgrätz geritten war, sprach Malte zu ihm: „Sonn Majestät haben nicht die Schlacht gewonnen, sondern auch den Völkern.“ Da versetzte Bismard, freudig erregt, darauf: „So ist alle die Streitfrage entschieden! Jetzt heißt es, die alte Freundschaft mit Österreich wieder zu gewinnen.“

Sine weitere, ebenso wichtige Aufgabe bestand darin, im eigenen Hause Frieden zu stiften, mit andern Worten: der Konflikt, der Streit zwischen dem preussischen Volk und seinem König mußte beigelegt werden. Und ist uns durch Bismards verständende Friedenspolitik Österreich aus einem befreundeten Hegner zum unversöhnlichsten Feind und Bundesgenossen geworden, so hat er auch dem eigenen Volk gegenüber den Ton, der ihm allmählich die Herzen eroberte. Der Friede mit der preussischen Volkserwartung wurde herbeigeführt durch die sogenannte „Inbrennter“ (Wahlprüfung, Strafflosigkeit, alle Berg; Vergebung), die nach ehelicher, aufrichtiger Herbeiführung des Verzeihens zwischen Volk und Regierung stand. Bismard leitete alle Hebel in Bewegung, die Vergebung zu Stande zu bringen. Denn auch hierin wurde ihm, man sollte es nicht glauben, lebhaftester Widerstand geleistet. Er aber sprach zu den Volkserwartern, die Jeder hinsichtlich die Mittel zur Verzeihung vorzuziehen hatten, jetzt die schönen Worte: „Wir wollen die ferneren Aufgaben in Gemeinschaft lösen, indem wir alle, Volk und König und Regierung, denselben Vaterlande mit demselben guten Willen dienen, ohne an der Mächtigkeit des andern zu zweifeln. Je fester wir zusammenhalten im Innern, desto fester werden wir auch das Spiel gewinnen nach außen.“

Als höchstes und schönstes Ziel eines Strebens aber betrachtete Bismard jetzt die Annäherung des deutschen Südens an den Norden. Immer mehr Handlung der Bedenke, alle deutschen Stämme zu einem hartgefügten deutschen Reich zu vereinigen, sein ganzes Denken und Trachten. Was jener Zeit kommt sein bestgeranntes Wort: „Gehet wir Deutschland in den Gatten! Kräfte wird es

ihnen stehen?" Zunächst aber erreichte er die Herrichtung von Nord und Süd im Reichsparlament. Ullas ungeliebte Dränger, denen die Entwidlung der Dinge nicht schnell genug gehen konnte, wies er dabei zurück. „Geduld!“ rief er bei ihnen.

„Geduld! Du kommst der Zeit, du wirst gehören
 Ein stütz' dich ob allen deutschen Land:
 Geduld! Ich komm' mal aus deiner Hand:
 Was langam wächst, das wird gepreßt hart!“

Deshalb suchte er bei dem Schatz und Trughändelsche, das nun zwischen Nord und Süd gehandelt kam, den individuellen Charaktereigenschaften der einzelnen deutschen Volkstämme aufs sorgsamste gerecht zu werden. „Die Germanen“, sagte er darüber, „sind ein unähnliches Volk. Jeder lebt nach seiner Eigenart und läßt sich hierin nicht stören. Wenn sie aber gesammeltegefaßt sind, dann sind sie wie ein Strom, der alles vor sich widersteht, unüberwindlich. Wenn darf man bei den germanischen Stämmen nicht fragen: „Was kann gemeinsam sein?“, sondern man muß fragen: „Was muß unter allen Umständen gemein sein?“ Und was nicht gemeinsam zu sein braucht, das soll man getrost der speziellen Entwidlung überlassen. Damit wird man der Freiheit, damit der allgemeinen Wohlfahrt.“

Wer aber wie Bismarck auf die Regungen der Volkseele mit so feinem Taktgefühl zu lauschen versteht, der braucht dann auch großes Geschick getroffen haben entgegenzusetzen.

„Denn in der Stunde der Gefahr“, davon war er ja doch überzeugt, „wird von meinen Deutschen gleichwohl jeder auf seine eigene Verliche verzichten und mit Gut und Blut einstehen für das Ganze, für die Freiheit, Ehre und Größe des gemeinsamen Vaterlandes.“

Und bei einer anderen Gelegenheit sagt Bismarck darüber: „Wenn die deutsche Nation in ihrer Gesamtheit, der Süden und der Norden, die Einheit will: dann wird keiner Übergang nach kein deutscher Dürst und kein deutscher Staatsmann stark genug sein, es hindern zu können, keine mächtig oder heimtlich genug, es hindern zu wollen, und mit eifrigem Schritt werden wir gemeinsam, was sich der Verfassung deutscher Nation in ihrer Herrlichkeit und Macht entgegenstellt!“

So hatte der Herrliche Große einst gesprochen, und man beachte er nur nach den Dingen für seine Behauptung.

Hätte er aber für seinen tiefen Glauben an den Einigkeitssinn seiner Deutschen auch eine glänzendere Befähigung erwartet können, als er sie in den ewig denkwürdigen Julitagen des Jahres 1870 erhielt? Welch gelbener Lohn für ein goldenes Vertrauen!

Ja — dieser Krieg des Jahres 1870/71 und das einmütige Einsetzen des ganzen deutschen Volkes für seine Ehre! Darüber hier viele Worte zu machen, hätte ich wahrhaftig für unnötig gehalten. Das ist ja alles auch so frisch in unserer Erinnerung und soll uns eine feste Mahnung bleiben, die durch einmü-

tigen Kampf erzwangene Einigkeit durch die Worte des Friedens immer tiefer und fester zu gestalten.

Am 19. Juli 1870 wurde der zu einer kurzen, außerordentlichen Sitzung berufene norddeutsche Reichstag eröffnet.

Da verlas König Wilhelm die Thronrede, des Reichspräsident Bismarcks, mit tiefbewogener Stimme:

„Der Deutschland bewertige Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in frühem Jahrzehenden übergehend ertragen, so ertrag es dieselben nur, weil es in seiner Herrlichkeit nicht wußte, wie hart es war. Heute, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Völkerverträge zu helfen begannen, die deutschen Stämme je länger desto inniger verbindet; heute, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Öffnung mehr bietet, mögt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Absicht erneuter frangösischer Gewalttat.

Da ist keine Überhebung, welche mir diese Worte in den Mund legt. Die verbündeten Regierungen, wie ich selbst, mir handeln in dem vollen Bewußtsein, daß Krieg und Niederlage in der Hand des Letzteren der Schicksalen ruhen. Wir haben mit klarem Blick die Verantwortlichkeit erkannt, die vor den Geschickten Gottes und der Menschen dem trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europas zu verheerenden Kriegen weilt.

Das deutsche wie das frangösische Volk, beide die Begrenzungen christlicher Gerechtigkeit und steigendem Wohlstandes gleichmäßig genießend und begierend, sind zu einem heiligeren Weltkampf berufen, als zu dem blutigen der Waffen.

Doch die Machthaber Frankreichs haben es verstanden, das wehrbedürftige, aber erhabene Selbstgefühl unseres großen Nachbarvolkes durch berechnete Schlüsselung für persönliche Interessen und Nebenabsichten auszugeben.

Je mehr die verbündeten Regierungen sich bemüht sind, alles was Ehre und Würde gestatten, getan zu haben, um Europa die Begrenzungen des Friedens zu beschützen, und je ungewisser es vor allen Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit unsrer größter Hauerficht werden wir uns, geführt auf des einseitigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens an die Hauerlandesliebe und Opferbereitschaft des deutschen Volkes mit dem Aufsatze zur Verteidigung seiner Ehre und seiner Unabhängigkeit.

Wir werden nach dem Beispiel unserer Väter für unser Freiheit und für unser Recht gegen die Gewalttat fremder Eroberer kämpfen, und zu diesem Kampfe, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unseren Vätern war.“ — — —

Begleitende Rede, aus tiefstem Herzen kommender, minutenlangem Beifall folgten den hochpatriotischen Worten, wie man sie in Deutschland in einer Thronrede wohl noch nie vernommen hatte.

Dieser Eröffnungsrede folgte gleich die erste Sitzung des genannten Reichstags, und schon nach wenig Tagenblenden mußte Bismarck die ungewissen eingelaufene Kriegserklärung Frankreichs verlesen:

„Ich will dem hohen Hause mit, daß wir der französische Geschichtsträger seien die Kriegserklärung Frankreichs überreicht hat. Nach dem Worten, die Seine Majestät an dem Reichstag richtete, sage ich der Mitteilung dieser Tatsache nicht weiter folgen.“

„Als so die die breite Herausforderung des dritten Kapotens, der eine und freilege Schrei nach „Rache für Cadomo!“, womit die Franzosen ihre nationale Mut über Frankreichs Sieg bei Königgrätz bekräftigten, zu uns herüberrief, da waren die Deutschen nichtig geworden, von einem König Wilhelm, Bismarck und Moltke geführt zu werden! Schluß war der alte, nachfolgende haben von Nord und Süd in Flammen des heiligsten Jarns, der stößt Begeisterung: über das Rheinthal kam die Deutschen geringiger Strom maßengerichtet nach Frankreich hinein.“

„Und von Weihenburg und Würtz schritt Wldeuschland in ungeheuerem Siegeslauf über Metz, Mars-la-Tour, Spandort und Sedan bis zur stolzen Höhe von Versailles, wo Bismarcks Werk sich krönte. Im Spiegelraum des alten Königsschlusses trat Herz Wilhelm an die Spitze des geeinten Deutschlands, und die Geschicke des von Deutschen umringten Paris kennerten ihm den Kaiserstuhl. Das war Bismarcks Werk: geübt war nämlich die Schmach, die der Übermut des französischen Sonnenkönigs über uns gebracht — Elend und Todbringen, Straßburg und Metz waren wieder deutsch! Und so blieben deutsch, so lange es ein Deutschland gibt; denn auch keine Macht der Erde, kein fremder Völkerbund hat jemals die Deutschen besiegt, wenn sie einig waren!“

„Und was war der Lohn für dies einträchtige Zusammenstreben? O herrlicher hätte man ihn sich nicht denken können: im Herzen Europas blühte Deutschland zu einem neuen Weltreich empor: beherrscht durch unsere mächtige Wehr zu Wasser und zu Land, haben deutscher Handel und deutsche Industrie den Weltmarkt erobert: die Aufführung nationalen Wohlstandes übergleichen war die Folge.“

Jetzt erst, mit dem neuerrunden Reich, hatte sich Bismarcks unverfälschtes Wort, das er vor Jahren schon gesprochen, aufs herrlichste erfüllt: „Da werden unsere Vandalen in den fernsten Weltgegenden stolz auf ihr Vaterland blicken und mit Selbstgefühl sagen: „Wir sind Deutsche!“, während sie früher verschämte die Augen niederzuschlagen mußten.“ Denn jetzt erst hatte der Deutsche eine wahre innere, geistige Heimat gefunden, nicht mehr bloß eine äußere geographische; jetzt erst fühlte er sich als Glied einer großen und geachteten Nation.

Über die vollendete Betrachtete Bismarck seine Lebensaufgabe damit auch hinauswegs!

Mit einer Riesenlast von Arbeit, auch besonders noch während des Krieges in den Verhandlungen zu Versailles, war das neue Haus aufgerichtet worden: in seinem 56. Lebensjahre hatte der größte deutsche Staatsmann aller Jahrhunderte das Ziel erreicht, denn er von seiner Jugend an den ganzen Inhalt seiner Geistes- Arbeits- und Willenskraft gewidmet hatte.

Welche Sorge, Umsicht und Kämpfe aber auch des Hauses innere Einrichtung leitete — das kann im engen Rahmen dieser Ermüdung doch kaum angebeutet werden. Greifen wir zur Eins heraus: Niemand's Tätigkeit auf logischem Gebiete!

In allen wirtschaftlichen Fragen zeigt er sich als der „Herrwalt des Fleinen Mannes“, und namentlich der deutsche Arbeiter hat allen Grund, den Lobreden des ersten Reichskanzlers zu lauschen. Ohne Bismarck's Fürsorge für ihn wäre er, wenn Unglück, Krankheit und Alter über ihn käme, auf das Mühsal seiner Nebenmenschen angewiesen. So ist das andere! Der Arbeiter erhält, wenn er nicht mehr arbeiten kann, nicht ein Almosen, sondern einen staatlichen Beitrag zu seinem Lebensunterhalt, auf den er so gut wie der Beamte oder Offizier im Ruhestand einen rechtlichen Anspruch hat. Solches Eingreifen zu Gunsten der Arbeiter hat Bismarck dem Staate zur Pflicht gemacht: so entstanden die Gesetze über Kranken-, Unfall-, Invaliditäts- und Altersversicherung der Arbeiter, Gesetze, mit denen Deutschland bis auf den heutigen Tag einzig in seiner Art besteht.

„So muß bei dem Schicksale“, sagte er darüber, „sich die Übergangsgeneration abkämpfen, daß der Staat nicht nur an sie denkt, wenn es gilt, Ratsraten zu stellen oder Steuern zu zahlen, sondern daß er auch an sie denkt, wenn es gilt, sie zu schützen und zu heilen, damit sie mit ihren schwachen Kräften auf der großen Lebensstufe nicht überrennt und niedergeworfen werden.“

Und ein anderes Mal: „Wir sind nicht gewohnt, die Klagen der Armen als ein Spiel zu behandeln und sie in den Wind zu schlagen, wie das vom Standpunkt der Hochhabenden vielleicht geschehen mag. Der Weg der Klagen der Arbeiter den Zugang zum Throne zu verschließen, ist meine Grundsätze nicht der rechte, und ich habe nicht den Beruf dazu. Geben Sie dem Arbeiter das Recht auf Arbeit, solange er gesund ist, sichern Sie ihm Pflege, wenn er krank ist, sichern Sie ihm Verpflegung, wenn er alt ist.“ Solche Worte, oft und oft von ihm an die Volksernennung gerichtet, befanden nicht nur den weisen und gerechten Sinn des Selbsterlebens, sondern in erster Linie eine tiefgehende Besinnlichkeit mit den Verhältnissen des Arbeiterstandes und aufrichtige Teilnahme für ihn.

Über das ist ja alles nur ein winziger Bruchteil von dem großen Friedenswerke unseres ersten Kanzlers! Dieser erste Kanzler ist uns Deutschen mehr, ist uns das Wahrzeichen der Einheit, der Nation geworden! In seiner mächtigen Persönlichkeit steht das Reich verkörpert vor uns da. Wenn wir „Deutschland“ meinen, meinen wir „Bismarck“!

Und der Dank für all das Große, für die Wiederherstellung des Reichs, für Deutschlands Machtstellung nach außen? —

Er selbst hat ja keinen Anspruch auf Anerkennung erhoben. Bismar sagt er einmal: „Für einen Staatsbeamten gibt es keine höhere Befriedigung, als

die Anerkennung, die ihm von den Vertretern der Selbstehre seines Volkes zuerkannt werden kann. Ein solcher Ausspruch ist für mich ein Epochen, eine Grenzsteigerung, ja ich kann sagen, eine Ära gegenüber den Schwächen gegenüber, mit denen ich kämpfte, wenn ich meinen Dienst verrichtete“.

Gleichwohl bekennt er einige Jahre später: „Ich habe nie in meinem Leben auf Dank Anspruch gemacht, ich habe ihn nie erwartet, ich habe ihn nicht verdient, denn ich habe niemals um Dank gebittet, sondern habe einfach meine Schuldigkeit getan, nichts weiter; und wer keine Schuldigkeit tut, ist ein getrauer Knecht, hat aber keinen Anspruch auf Dank. Wenn Sie irgend jemandem für die deutsche Sache Dank schuldig sind, so ist es der Kaiser und sein Herr! Der Kaiser, der als König von Preußen seine Krone, seine Krone dafür einsetzte — das Herr, welches unter einer intelligenten Führung, aber auch mit Leistungen, wie Sie selten sind, sich schlägt!“

Aber so kann Niemand doch nur selber von sich sprechen und den Dank ablehnen. Die Dankespflicht ist unsere Dankespflicht!

Und da ist es denn eine Freude, beschließen zu können: Niemand wird von seinen Deutschen unermesslich geliebt und bewundert! Kaum einige Jahre nach seinem Tode (30. Juli 1893) ist seiner herrlichen Schöpfung gegenüber der Führer der Partei, der ihn im Leben oft und mit genug Ansehen, verehrt hat: es schämte sich ja jeder Deutsche, wollte er so Greßes und Hagenbüchsenliches nicht in seiner Seele anerkennen. Ein solcher Dank liegt in deutscher Seele nicht!

In Otto von Bismarck empfinden wir geradezu den Inbegriff des deutschen Wesens: Festmut der Rede, Opferbereitschaft bis zum Versterben, Gutschickselhaftigkeit und Kraft, geliebtes Wollen, Ausdauer in äußerster Arbeit, Ehrlichkeit und Schlichtheit der Gesinnung!

Wenn wir in seinem Geiste weiterarbeiten, sollen wir ihm den besten Dank!





Fränkische Briefe.

II.

Liebe Bundesgenoss!



Ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, daß so mancher Leser meines ersten Briefes etwas beunruhigt den Kopf geschüttelt hat, So mancher Nichtswort, der hoch gegen uns gleichgültig ist und dem meine Zeilen nur geblöde zu Gesicht gekommen sind, und vielleicht auch so mancher Ungläubige unter Euch mag gesagt haben: „In einer Zeit, wo sich eine so wunderbare Bewegung Deutschlands vollzogen hat, wo hinter dem Namen und Begriff Deutschland alles Trennende geschwindt, ausgerechnet in einer solchen Zeit will uns einer von Frontentum reden? Will einer (brennt mit dem Wort) — „will einer Particularismus treiben?“

Particularismus! Die Galle steigt mir schon ein wenig auf, wenn ich dieses schmerzliche Wort zu hören oder zu lesen gezwungen bin. Ich will nicht daran denken, daß auch dieser „-ismus“ zu der großen Herde jener lateinisch-griechischen Zwirnschafte gehört, die wir unsern vielgeliebten Vätern, den Engländern verdanken, und auch nicht daran, daß wir jederzeit inthronisirt sind, das Wort in seinen verschiedenen Anwendungen durch gut deutsche Bildungen zu ersetzen. Aber es ist ärgerlich, daß dieses Schlagwort schon so oft überflüssiger Öringelstängel und Verdächtigungs Nessel durch den Mund von Leuten, welche arg in Verlegenheit gerieten, wenn man von ihnen eine Erklärung des Begriffs Particularismus forderte. Habt Ihr nicht schon Dutzendmal das Ueb vom deutschen Particularismus gehört, der alles Böse verursacht habe, was jemals über unser deutsches Volk gekommen ist? Habt Ihr nicht schon Hundt gehört, die mit frommen, Hönigswässern Bild beschreiben, daß auch im neuen Deutschen Reich „der Particularismus selber immer noch nicht ganz verschwunden sei“? —